Alte Wiener Paläste.

Die moderne Zeit ist eine herrische, rücksichtslos und allen Sentimentalitäten abgeneigte Gebieterin. Sie braucht Raum für ihre Lebensbedürfnisse, für ihren Verkehr, für ihren Handel; sie braucht breite Straßen und weite Plätze und haßt diese engen und gewundenen Gassen und Gäßchen, in denen die alte Zeit sich wohl fühlte, die keine Automobile, keine Elektrischen und keine Untergrundbahnen kennt. Brutal und unerbittlich auf ihr Recht pochend, drängt sie sich in die schmalen und winkligen Gassen, reißt sie auseinander und rüttelt bedrohlich an ihren alten, ehrwürdigen Häusern. Was kümmert sie, daß an diesen dem Tode geweihten Gassen und Häusern das Herz so manchen Wieners hängt? Was kümmert sie Pietät und Liebe für das Schöne, das längst versunkene Tage geschaffen haben! Sie braucht Platz. Und rücksichtslos schlägt sie alles zusammen, was ihr im Wege steht.

Die Hauptwut dieser eroberungssüchtigen Modernen und ihrer Vorkämpfer, der Architekten und Techniker, richtet sich gegen die innere Stadt, gegen den ältesten Teil der Metropole. Leicht begreiflich. Die anderen Bezirke jenseits der Ringstraße, zum größten Teil aus den alten Vorstädten hervorgegangen, stammen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, sind nach moderneren Grundsätzen angelegt, haben breite Straßenzüge und schieben dem modernen Verkehr nur an ganz wenigen Stellen Hindernisse in den Weg. Um die innere Stadt legte sich aber noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Befestigung mit ihren Bastionen und Gräben und schnürte sie gleich einem eisernen Ring ein, ihr jede Entwicklungsmöglichkeit benehmend. Die Bewohnerzahl stieg und der Raum nahm ab. Immer schmäler wurden die Verkehrswege, immer höher die Häuser. Die Herrengasse, eine der wichtigsten Verkehrsadern von ganz Wien, ist stellenweise so eng, daß zwei Wagen nur sehr knapp aneinander vorbeikönnen. Was für Engpässe waren nicht noch vor wenigen Jahren Rotenturmstraße und Kärntnerstraße!

Kein vernünftiger Mensch, und sei er der enragierteste Lokalpatriot, kann etwas dagegen einzuwenden haben, wenn die neue Zeit da Wandel zu schaffen sucht. Wenn sie sich gerade in der inneren Stadt Platz machen muß, weil dieser Bezirk immer mehr sich zum Zentrum des geschäftlichen und gewerblichen Lebens ausbildet. Aber andererseits, wer wollte die Gefahr leugnen, die eben dieses rücksichtslose Vorwärtsstürmen der neuen Zeit mit sich bringt, vielmehr mit sich bringen muß? Denn gerade in der inneren Stadt bergen sich Wiens köstliche Bauschätze, in ihren engen, krummen Gassen stehen die herrlichen Paläste, die Fischer von Erlach, Hildebrand und andere Meister vergangener Tage geschaffen haben. Hier richtet sich ein Problem allerersten Ranges auf, das die Gemüter der Interessierten schon seit langem in wütenden Kampf gegeneinander hetzt.

Wie soll die moderne Zeit an diesen Kunstdenkmälern vorbeikommen? Bis jetzt ist sie ihnen noch immer aus dem Weg gegangen, hat sich ihre Straßenzüge um sie herumgeschaffen. Alte, ehrwürdige Privathäuser, wie das Dreilauferhaus, die jedes Wiener Kind kennt, die ihre Geschichte, ihre Schicksale haben wie die Menschen, die in ihnen aufgewachsen sind — sagenumsponnene, verträumte Winkel hat sie niedergerissen, aber an diese schönen, stolzen Paläste hat sie ihre eiserne Hand noch nicht gelegt. Und wird es auch wohl nicht tun. Trotz Verkehr, trotz Entwicklung, trotz Bedürfnis. Denn diese Meisterwerke der Barock- und Rokokokunst sind nicht nur schön, sind nicht nur die früheren Wohnstätten alter Adelsgeschlechter, sondern über das Parkett der meisten von ihnen ist die Geschichte Oesterreichs und Wiens gegangen und hat sie für alle Zeiten geheiligt. Fast jedes von ihnen kann einen großen Namen aufweisen, dessen Träger treue und gute Diener des Reichs waren, Namen oft, um die die Geschichte die Aureole der Unsterblichkeit geschlungen hat.

Diese Wiener Paläste werden also stehen bleiben. So wie Venedig seine palazzi erhält und sorgsam behütet, so hält auch Wien diese Schätze für sakrosankt und läßt keine Hand dran rühren. Ein Wahrzeichen sind sie für die Stadt, und gerade sie sind es, die ihr dieses wunderbare, bei aller Pracht anheimelnde Aeußere geben, das Fremde wie Einheimische so unwiderstehlich gefangen nimmt. Wie wohltuend wirkt es, wenn man neben einer hypermodernen Fassade aus Marmor, Eisen, Glas und Email plötzlich so ein altes, nur durch seine Maße und seine Plastik wirkendes Barockportal vorspringen sieht. Die alte Zeit trotzt der neuen und pocht ihrerseits auf ihre Rechte. Es sind die Tradition und die Kultur der vergangenen Jahrhunderte, die uns mit dem Jahrhundert des Automobils und der Elektrischen versöhnen.

Der stolzeste und prächtigste dieser stolzen und prächtigen Paläste ist die kaiserliche Hofburg selbst, oder wie die Wiener kürzer sagen, die Burg. Eigentlich kein Palast, keine Burg mehr, sondern eine Palaststadt, denn mit ihren verschiedenen Trakten, Höfen, Nebengebäuden und Gärten nimmt sie ein Areal ein, auf dem schon eine ziemlich große Ortschaft Platz hätte. Natürlich ist bei dieser Palaststadt keine Spur von Gleichmäßigkeit zu finden. Hat doch fast jeder Habsburger an der Burg um- oder zugebaut, so daß jedes Jahrhundert mit seinem Stil vertreten ist.

Der älteste Teil, der Stock, von dem aus dieser ganz ungeheure Komplex gewachsen, ist der Schweizer-Hof, der genau an der Stelle steht, auf der sich einst die alte Babenberger-Burg erhob. Leopold der Glorreiche erbaute sie gegen Anfang des 13. Jahrhunderts. Im Jahre 1275 brannte sie ab, König Ottokar von Böhmen baute sie wieder auf, worauf die Architekten der darauf folgenden Jahrhunderte an ihr herumgedoktert haben, bis Ferdinand I. ihr die heutige Gestalt geben ließ.

Die Front auf den Michaelerplatz hat der Michaelertrakt. In seiner heutigen imposanten Gestalt wurde er 1893 durch den damaligen Burghauptmann, Ferdinand Kirschner, vollendet. An seiner Hauptfassade befinden sich zwei Kolossalgruppen „Die Herrschermacht zur See" von Rudolf Weyr und „Die Herrschermacht zu Lande" von Edmund von Hellmer, ferner vier Gruppen von verschiedenen Bildhauern, Taten des Herkules darstellend. Dieser Trakt enthält die Hauptdurchfahrt vom Michaelerplatz zum inneren Burghof, einen großen Kuppelraum von mächtigen Dimensionen, der bei festlichen Gelegenheiten in Hunderten von elektrischen Lichtern erstrahlt.

Um den Kern der Hofburg gruppieren sich noch zahlreiche andere Gebäudeteile, von denen die wichtigsten der mit den sogenannten Redoutensälen sowie die nach den Plänen Fischer von Erlachs erbaute Hofbibliothek sind. Die Redoutensäle, die sich auf dem Platz des ehemaligen Ballhauses erheben, haben eine große Bedeutung für die Geschichte des deutschen Theaters. Sie waren ursprünglich Theatersäle, in deren größerem das Hofoperntheater sich befand, während der kleinere zur Aufführung von italienischen Komödien bestimmt war. Dieser kleinere Redutensaal ist die Geburtsstätte des berühmtesten deutschen Theaters, des Burgtheaters. Heute, da die Hofoper und Burgtheater längst ihre eigenen Prachtbauten auf der Ringstraße haben, werden die Redutensäle zur Abhaltung der großen Hofballfestlichkeiten benutzt.

Und noch wird an der Burg gebaut! Noch werden neue Teile hinzugefügt! Als die beiden auf der anderen Seite der Ringstraße gelegenen Hofmuseen vollendet waren, ergab sich die künstlerische Notwendigkeit, den ganzen ungeheuren Platz, den die Hofburg, die beiden Museen und zwischen ihnen das kolossale, gleichfalls von Fischer erbaute Marstallsgebäude einschließen, einheitlich zu gestalten. Karl von Hasenauer wurde beauftragt, die Entwürfe für dieses großzügige Projekt zu entwerfen. Seinem Plane nach sollte vor dem alten Leopoldinischen Trakt ein neuer, selbstverständlich im Renaissancestil der Hofmuseen errichtet werden; an diesen sollten sich gegen Kaiser- und Volksgarten je ein bis an die Ringstraße reichender Flügel lehnen, deren Fortsetzung auf der anderen Seite die beiden Museen bilden würden.

Die Burg ist der Brennpunkt des höfischen und gesellschaftlichen Lebens der Residenz und war früher, da es noch keine Parlamente und Delegationen gab, auch der des politischen Lebens. Daher kommt es, daß die meisten der Wiener Paläste sich in der nächsten Nähe des Kaiserpalastes befinden. Da steht auf dem Ballplatz, gleich der Burg gegenüber, das Ministerium des Aeußern, das allerdings in seinem jetzigen Aeußeren nur wenig an die alte „Geheimbe Hoftanzleien" erinnert, die einst im Jahre 1721 hier errichtet wurde. Wenige Schritte davon erhebt sich in der Herrengasse das Ministerratspräsidium, ein schönes, im Renaissancestil gehaltenes Gebäude, das ursprünglich der Herzogin von Modena und nach deren Tode den Prinzen von Wasa gehörte. Ein paar Häusernummern weiter steht das Palais, das sich Anfang des 18. Jahrhunderts die Fürsten von Portia bauten, und in dem heute der Gemeinsame Oberste Rechnungshof sein Heim aufgeschlagen hat. Ungefähr in der Mitte, zwischen den beiden letzten, ragt ein gar stolzer Bau auf, das niederösterreichische Landhaus, das die Stände im Jahre 1513 von den Herren von Liechtenstein gekauft haben. Von seiner ursprünglichen Gestalt ist nicht viel mehr zu sehen, denn von 1513 bis 1911 ist eine lange Zeit, und an dem mächtig ragenden Palaste haben eine Unmenge Architekten ihre Hand gehabt.

Von den Verwaltungsbehörden hat das schönste Heim das österreichische Finanzministerium, das in dem Palais des Prinzen Eugen in der Himmelpfortgasse untergebracht ist. Fischer von Erlach, nach der Meinung einzelner Chronisten Fischer von Erlach und Hildebrand gemeinsam, haben dieses prächtigste Denkmal Wiener Barockstils errichtet. Im Jahre 1711 empfing der Sieger von Zenta hier eine türkische Gesandtschaft, und 1730 tat er hier seinen letzten Atemzug. Das bis unters Dach mit Kunstschätzen gefüllte Haus fiel nach seinem Tode seiner Nichte Viktoria von Savoyen zu, die an einen Prinzen von Sachsen-Hildburghausen vermählt war. Die gute Dame, die sich, wie viele Prinzessinnen jener Zeit, in ewigen Geldschwulitäten befand, verkaufte, was nicht niet- und nagelfest an der schönen Erbschaft war und 1754 das Haus selbst an den Staat, der hier der Reihe nach verschiedene Behörden unterbrachte, bis sich schließlich das Finanzministerium dauernd in dem Ruhesitz des alten Helden festsetzte.

Noch ein anderes Palais, das Prinz Eugen sich in Wien erbaute, ging in den Besitz des Staates über, das Belvedere, ein Werk des kaiserlichen Architekten Lukas von Hildebrand. Es besteht aus zwei durch einen mächtigen, nach französischem Muster terrassierten Garten getrennten Teilen, deren unteren der Prinz im Sommer bewohnte, während der obere mit seinen offenen Hallen und prachtvollen Durchsichten zu großen Empfängen und Festlichkeiten benutzt wurde. Bis zu seinem Tode wohnte hier Erzherzog Franz Ferdinand, im unteren Schloß ist die Moderne Galerie untergebracht.

Am Fuße des Hügels, auf dem sich das Schloß Belvedere mit seinen Terrassen und Wasserbecken erhebt, hatte sich schon früher Fürst Fondi, Graf von Mansfeld, einen schönen Sommerpalast erbaut, der nach dem Tode Fondis an den Fürsten Adam Franz Karl Schwarzenberg überging. Dieser, einer der kunstfreudigsten Aristokraten, die Oesterreich je gehabt, ließ das etwas dürftige Haus des Mansfelders umbauen und sein Inneres sowie den sich daran schließenden Garten von Meistern allerersten Ranges ausschmücken, so daß dieser Palast, der den schönen Schwarzenberg-Platz gegen den Ring zu abschließt, eine der hervorragenden Sehenswürdigkeiten Wiens bildet.

Zwischen den großen und reichen Geschlechtern des Landes bestand immer so eine Art Rivalität. Eins wollte das andere an Pracht und Luxus und Glanz übertreffen. Das war ja zu jener Zeit, da von Paris die Sitten am Hofe des „Roi Soleil" über Europa flatterten und selbst für den ernsteren Kaiserhof in Wien zur Richtschnur wurden. Glänzende Feste, prunkvolle Theatervorstellungen, üppige Mahle wechselten miteinander ab, und der Adel, der so oft beim Kaiser zu Gaste war, ließ es sich nicht nehmen, sich seinerseits zu revanchieren, indem er den Hof in seinem Palais zu Gaste lud. Daher erklärt sich die große Menge stattlicher Paläste gerade aus jener Zeit.

So bauten sich die Fürsten Esterhazy in der heutigen Wallnergasse ihr Majoratshaus, die Fürsten Batthyanyi das ihrige an der Ecke der Bank- und Herrengasse, einen mächtigen Palast, der in drei Straßen hineinreicht, die Grafen Schönborn ihr Palais in der Renngasse. Schräg gegenüber davon, auf der Freiung, erhebt sich der stolze Bau des Kinsky-Palais, dessen erster Besitzer allerdings der Graf Philipp von und zu Daun war, in der Geschichte bekannt als der Verteidiger Turins im Jahre 1706. Da steht in der Herrengasse ferner das Palais des Fürsten Clary und endlich in der unmittelbaren Nähe der Herrengasse, die ja ihren Namen mit vollem Recht führt, in der Bankgasse das Majoratshaus der Liechtensteiner, eines der stolzesten und reichsten Geschlechter, die ganz Oesterreich hat.

Damit ist die Reihe der Paläste noch lange nicht erschöpft, mit denen sich die moderne Zeit abfinden muß. Nur ein Beispiel. Das Kriegsministerium, das sich auf dem Stubenring ein neues Heim errichtet hat, war in dem ehemaligen Professhaus der Jesuiten untergebracht. Jetzt soll dieses alte Haus, das wirklich nichts ist als ein alter, verräucherter, unschöner Kasten, eingerissen werden, um eine breite Verbindungsstraße zwischen den beiden Plätzen Am Hof und Graben zu schaffen. Alle Welt ehrt die Bekanntwerdung dieses gewiß so vernünftigen Projekts ein mächtiges Geschrei. Und um das alte Gemäuer war ein Kampf entbrannt, der wahrhaftig einer größeren Sache würdig wäre. Nun stelle man sich vor, ein hypermoderner Architekt getraute sich mit dem Plan heraus, die Herrengasse zu erweitern und die darin stehenden Paläste niederzureißen! Ganz Wien, angefangen von Floridsdorf bis hinaus nach Rudolfsheim, würde den Mann reif für's Irrenhaus erklären.

Nein, lieber drängt und preßt sich der Wiener durch diese engen, lebensgefährlichen Gassen; lieber setzt er sich der Gefahr aus, auf ihrem schmalen Trottoir von ausweichenden Wagen niedergestoßen zu werden — ehe er von seinen Palästen abläßt. Denn sie gehören ihm, so wie ihm der Kaiser gehört und der Stephansdom und der Kahlenberg.

Wenn vor dir gold'nen Scheins ein
voller Humpen blinkt:
Der ist nicht wert des Weins, der ihn
wie Wasser trinkt.

*

Erste Liebe senkt aufs Mädchen
Sich herab wie Tau vom Himmel
In der Frühlingsnacht auf Blumen;
Doch den Jüngling überfällt sie
Wie mit Sturmgewalt und Springflut.

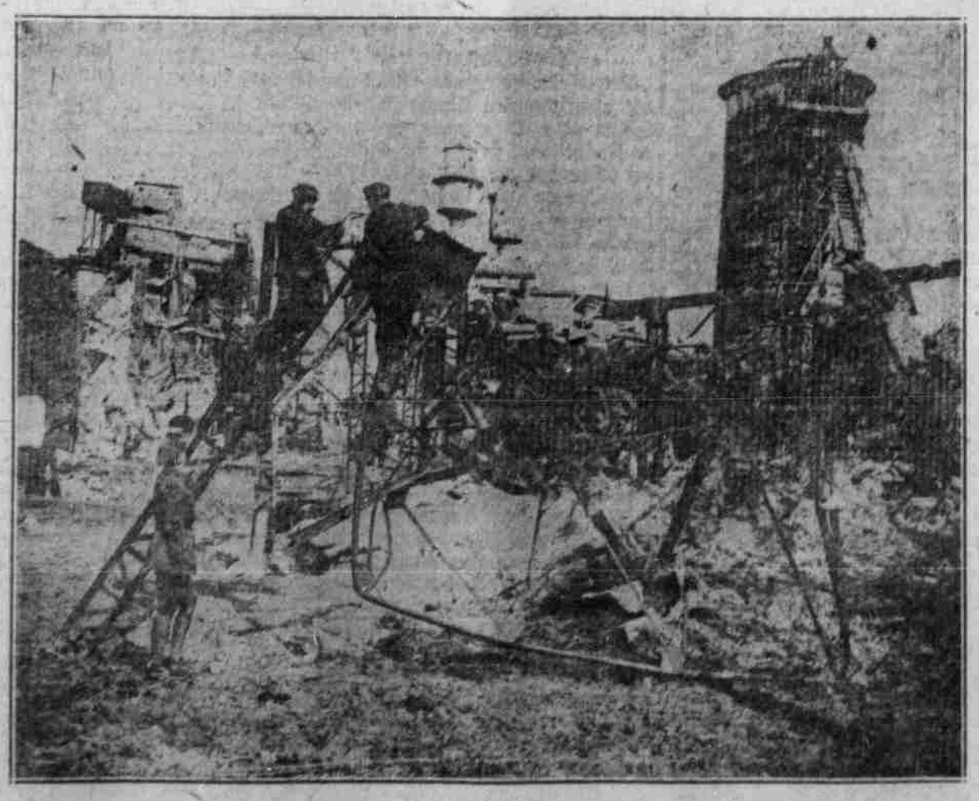
Geschichte und Wesen der Malaria.

Bevor über die Erscheinungen der Malaria selbst gesprochen wird, sei ein knapper geschichtlicher Ueberblick gegeben, welcher auch dem Laien die nahezu beispiellos folgenschwere Bedeutung dieser Infektionskrankheit für die Menschheit deutlich machen wird. Es sind uns Andeutungen über die Malaria aus den allerältesten Zeiten überliefert. Aus jener griechischen Zeit, die in die Mythologie hinüber verschwimmt, stammen die ersten Spuren. Orpheus, also über tausend Jahre vor Christi Geburt, unterscheidet bereits zwei Arten von Malaria. Flüchtige Andeutungen Herodots und Platos nicht minder, wie Homers über die Seuchen bei der Belagerung Trojas lassen darauf schließen, daß es sich um Malaria handelte. Um 450 v. Chr. gibt der berühmte Hippokrates bereits genaue Krankheitsbilder der Malaria. Später, während des peloponnesischen Krieges wurde die Seuche über ganz Griechenland verschleppt. Den nach Solon erfolgten verhältnismäßigen jähen Niedergang der hellenischen Kultur erklärt uns kein Geringerer als der bedeutende Malariaforscher Graff damit, daß die fortwährenden Malariaseuchen sowohl die physische als auch die hohe sittliche Kraft der Hellenen untergruben und das einst so höchststehende, hochbegabte Volk zum Niedergang führten. Die Völkerwanderung, die Kreuzzüge haben der Verschleppung der Malaria Vorschub geleistet. Manch guter Recke ließ auf seinem Zuge durch die Save- und Donauniederungen, geschüttelt vom Sumpffieber, die Zügel fallen. Im späteren Mittelalter finden wir die Seuche wiederholt in allen Teilen Europas, nicht minder in der Neuzeit, wo sie in den sechziger Jahren im Schlesischen auftrat; stellenweise in Posen, ja selbst im Havelgebiet, also um Berlin herum. Holland und Frankreich sind im letzten Jahrhundert so ziemlich freigeblieben, wo Fälle häufiger auftraten, waren diese leichterer Natur. In dem Maße als Ungarn daran ging, seine Sümpfe auszusoltern, Kanäle anzulegen, im selben Maße ist dort die nicht schwer auftretende Malaria zurückgegangen. In Oesterreich waren es das Küstenland und Dalmatien, wo die Malaria häufig auftrat. Fallweise wurden auch in Wien einzelne Fälle bekannt, über deren Herkunft nicht immer völlige Klarheit erreicht wurde. Italien hatte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch sehr zahlreiche von der Malaria arg verseuchte Gegenden. Dank der eifrigen Bemühungen der italienischen medizinischen Institute und des Verständnisses der Staatsregierung ist in vielen Gegenden Italiens heute die Malaria erloschen. Trotzdem aber in Italien das Staatschinin eingeführt ist und die Bekämpfung der Seuche eine recht systematische ist, klagt der Forscher Celli noch im Jahre 1913, daß die Malaria dem italienischen Staate ungeheure Opfer koste, er rechnet jährlich 750,000 Malariaerkrankungen mit einer Sterblichkeitsziffer von einem halben Prozent. Den Schaden für verlorene Arbeitstage berechnet er allein mit über 30 Millionen Lire im Jahre. Genaue Aufzeichnungen der italienischen Stabsärzte Sforza und Gigliarelli stellten unter 1000 Soldaten durchschnittlich 42 Malariakranke fest! Aus diesem kurzen Ueberblick wird die Wichtigkeit staatlicher Maßnahmen gegen eine Ausbreitung der Malaria wohl zur Genüge einleuchten.

Die Malaria wird beim Menschen dadurch erzeugt, daß Zellparasiten von außerordentlicher Kleinheit in das Blut des Menschen gelangen. Die Uebertragung der Keime der Malaria in das Blut des Menschen erfolgt stets durch den Stich einer Stechmücke und zwar wie gewissenhafte Forschungen ergeben haben, durch die Gattung Anopheles. Die Stechmücken der Culex-Art sind nach den neuesten Forschungen nicht imstande, die Malaria zu übertragen. Die heutige Medizin unterscheidet mehrere Arten von Malariaparasiten, die ein von einander abweichendes Krankheitsbild hervorrufen. So die Tertiana, in welcher die Fieberanfälle des Erkrankten alle 48 Stunden auftreten, die Quartana, bei welcher die Fieberanfälle 72 Stunden voneinander liegen, schließlich die sogenannten aestivo-autumnalen Formen mit der Unterordnung des Quotidianfiebers, dessen Anfälle sich alle 24 Stunden wiederholen und das schwere Tertian, oder Tropenfieber, dessen Anfälle in 48stündigen Intervallen aufeinander folgen. Letztere gilt als die schwerste Form. Die Aufeinanderfolge der Fieberanfälle hängt mit biologisch eifrig erforschten und beobachteten Fortpflanzungsstadien der Malariaparasiten im menschlichen Blute zusammen. Diese üben auf den Menschen eine spezifische Giftwirkung aus, d. h. sie zerstören die roten Blutkörperchen, rufen dadurch einerseits Anämie hervor, außerdem aber wirken auch die Stoffwechselprodukte der Parasiten giftig auf den menschlichen Organismus ein.

Die typischen Erscheinungen der Malaria sind der charakteristische Fieberverlauf, weiters eine oft ganz enorme Anschwellung der Milz. Eine einwandfreie Feststellung der Krankheit kann nur der genaue mikroskopische Befund des Blutes geben. Die Kranken klagen über große Schwäche, Kopf- und Kreuzschmerzen. Schüttelfröste überfallen den Kranken, der mit den Zähnen klappert, bis nach einer geraumen Zeit Schweißausbruch eintritt und die Temperatur wieder langsam normal wird. Oft wird die Krankheit chronisch, die Milz bleibt geschwollen, die Kranken weisen eine charakteristisch gelbbräunliche Hautfarbe auf, oft sind chronische Nierenentzündungen und schon in jüngeren Jahren tritt Arterienverkalkung auf. Herzfehler, namentlich Herzerweiterungen, die oft auch den mit Chinin geheilten Individuen verbleiben, hängen zweifellos mit den überstandenen häufigen hohen Fieberanfällen, die sich bis 42° erheben, zusammen. Die Behandlung des Kranken erfolgt innerlich mit Chinin, dem richtigen Spezifikum gegen alle Arten der Malaria. (Wechsel- oder auch Sumpffieber genannt.) Natürliche Arsenwässer und das Aufsuchen höher gelegener gebirgiger Gegenden sind weitere Mittel der Medizin bei der Behandlung der Krankheit. Vorbeugend werden in malariaverseuchten Gegenden kleine Dosen Chinin empfohlen, sowie wirksamer Schutz gegen Gelsen-(Anopheles)stiche durch Tragen dicker Handschuhe und eines Gesichtsnetzes. Da bekanntlich die Anopheles-Arten ihre Larven mit Vorliebe in stille Tümpel, Lachen und Sümpfe legen, ist es wichtig, durch künstliche Austrocknung dieser Gewässer den Insekten die Lebensbedingungen zu entziehen. Wo es keine Anopheles-Arten gibt, dort gibt es keine Malaria. Dies gilt heute als Grundsatz von unwiderlegter Beweiskraft. Seine Erkenntnis gibt uns eine Handhabe zur Anwendung des wichtigsten aller medizinischen Mittel, zur Verhütung der Verbreitung. Hier hat nun der Staat mit seinen Mitteln einzusetzen und durch eine systematische Melioration sumpfiger Gegenden der Seuche den Herd zu entreißen.

Der mißtrauische Goethe. Goethes Mißtrauen gegen Studenten, wie es der Dichter im Hinblick auf die Tat des Burschenschafters Sand, welcher Kotzebue zum Opfer fiel, mehrfach bezeugt hat und öfters Anlaß zu kuriosen Szenen gab, wird wieder einmal durch eine Mitteilung charakterisiert, die Theodor Distel im eben erscheinenden Goethe-Jahrbuche macht. Fünfzehn Tage nach jener Tat meldete Froriep an Böttiger Folgendes: „Vorigen Sonnabend läßt sich ein Student einige Male bei Goethe melden; einige Male abgewiesen, wiederholt er seine Bitte, vorgelassen zu werden, besieht sich das Aeußere von Goethes Haus, logiert sich in den „Schwan" ein, erkundigt sich, wie Goethe seine Zeit einteile, wenn er ausfahre usw., kurz, zeigt solchen Eifer, in Goethes Gegenwart zu gelangen, daß letzterer, wo nicht ängstlich, doch dadurch incommodiert wird, auf die Polizei schickt und diese in Bewegung setzt. Bruder Studio hat der Polizei, auf Befrag, eröffnet, er habe keinen größeren Wunsch, als den großen Goethe zu sehen, es sei ihm aber nicht eingefallen, daß dieser die Polizei in Bewegung setzen werde, um den Versuch zu beseitigen, und wolle er, seinerseits, wenn es sein müsse, auf die Erfüllung seines Wunsches Verzicht leisten."



Engländer entfernen eiserne Träger einer zerstörten Fabrik, um sie zu militärischen Zwecken zu verwenden.

Wie träumen wir?

Daß der Traum, dieser merkwürdige Geistesvorgang während des Schlafes, seit je die Aufmerksamkeit der Psychologen auf sich gezogen hat, ist erklärlich. Eine Lösung des Rätsels ist bis heute wohl nicht gefunden. Auch das folgende soll nur einen kleinen Beitrag, eine Anregung bilden.

Wenn wir beispielsweise in einem Konversationslexikon den Artikel Traum aufschlagen, so finden wir als Definition: Traum, die Fortsetzung der geistigen Tätigkeit während des Schlafes bei mangelndem klaren Bewußtsein des Schläfers. Das heißt mit anderen Worten, daß der Schläfer während des Schlafes die Gedankenvorgänge, die den Inhalt des Traumes bilden, selbständig produziert, wie im Wachen, nur daß eben die kritische Sichtung ausgeschaltet ist. Die Leistung des Träumers ist also hiernach im wesentlichen eine im großen und ganzen unabhängig schaffende. Das kann nicht richtig sein; es sprechen dagegen hauptsächlich zwei Tatsachen: die Zeitdauer des Traumes und jene Verknüpfung mit äußeren Geschehnissen.

Es ist bekannt, daß man in kurzer Zeit unglaublich viel träumen kann. Ich erinnere mich, daß ich eines Morgens aufwachte, nach der Uhr sah, mich aber wieder umdrehte, wieder einschlief und nun einen endlos langen Traum träumte. Als ich aus diesem aufwachte und wieder nach der Uhr sah, war es nur 1½ Minuten später. Wenn wir hier die Zeit für das Wiedereinschlafen und das Wiederaufwachen abziehen, so bleiben für den eigentlichen Traum nur einige Sekunden übrig. Es ist aber ausgeschlossen, in dieser kurzen Zeit einen derartig langen Gedankengang, wie der Traum war, selbständig zu produzieren. Ein anderes Beispiel ist die bekannte, auch in Tausend und eine Nacht verwendete Legende, nach der Mohammed eines nachts durch einen Engel aufgefordert wurde, vor Allahs Thron zu erscheinen. Beim Aufstehen stieß er seinen Wasserkrug um, ward dann in den Himmel geleitet und hatte eine lange, lange Unterredung mit Allah. Als er dann wieder herabgestiegen war, war der Krug noch nicht ausgelaufen. Auch diese Geschichte ist ein typisches Beispiel für die äußerst kurze Dauer eines, hier natürlich legendär ausgeschmückten, inhaltsreichen Traumes.

Daß die Ereignisse des Traumes mit äußeren Geschehnissen häufig in Zusammenhang stehen, ist jedem bekannt. Wer hat nicht schon geträumt, daß er eine schwierige Bergbesteigung oder Kirchturmkletterei ausführt, ausgleitet, einen tiefen Fall tut, aufwacht und findet, daß er gerade aus dem Bett fällt? Ein sehr prägnantes Beispiel ist folgendes: Man träumt, daß man, natürlich unschuldig, zum Tode verurteilt, unter die Guillotine gelegt wird und das Fallbeil herunterfausen hört. Selbstverständlich wacht man, anscheinend vor Schreck, auf und hört gerade, wie durch irgendeinen Zufall das offene Fenster herunterrasselt. Hier ist der Zusammenhang des fallenden Fensters mit dem fallenden Beil besonders schlagend. Aber — muß man fragen — wie kommt es, daß in beiden Fällen, die ja hundertfach vermehrt werden könnten, gerade das Ende des Traumes mit dem äußeren Ereignis zusammentrifft? Anzunehmen, daß dort der Absturz, hier das Guillotiniertwerden mit dem Aus-dem-Bett-Fallen, resp. mit dem Herunterfausen des Rouleaus zufällig zusammentrifft (und das müßte man, wenn der ganze dem tragischen Ende vorangehende Traum einem selbständigen Schaffen des Gehirns entsprungen wäre), hieße an den Zufall Anforderungen stellen, die schon über das erlaubte Maß hinausgehen. Wir werden gezwungen, uns nach einer andern Erklärung umzusehen.

Kinder und Narren sprechen die Wahrheit, sagt man. Vor einiger Zeit berichtete mir mein fünfjähriges Töchterchen, daß es in der Nacht „ein wunderschönes Bild gesehen" (nicht etwa eine wunderschöne Geschichte erlebt) habe und erzählte mir einen Traum, den es gehabt hatte. Dieser natürlich unbewußte, aber ungemein treffende Ausdruck Bild war für mich so frappant, weil er nach den Vorstellungen, die ich seit langem vom Traum habe, direkt den Nagel auf den Kopf trifft. Der ganze Traum ist nur ein einziges kurzlebiges, in unserem Gehirn reproduziertes, unbewußtes Bild (d. h. ein gleichzeitiges Nebeneinander von Situationen), keine Gedankenfolge.

Wenn ich dies näher erläutern soll, so muß ich mich, da wir den wirklichen Vorgang unserer Vorstellungstätigkeit nicht kennen, der Bildersprache bedienen, die aber in unserem Falle die Sache sehr anschaulich macht.

Man hat nicht unzutreffend unser Gehirn (bezw. unsern ganzen Denkapparat) mit einer ungeheuern Registratur mit tausend und abertausend Schubfächern verglichen. Jede Vorstellung, jede Erfahrung wird sofort einzeln in je ein solches Schubfach abgelegt und bleibt dort für künftigen Bedarf aufbewahrt. Tritt dieser ein, so braucht im Zentralbureau nur auf den entsprechenden Knopf gedrückt zu werden und sofort springt das dazu gehörige Schubfach zur Einsichtnahme auf: die betreffende Vorstellung tritt in unser Bewußtsein. Eine wesentliche Vervollkommnung aber hat diese Gehirnregistratur vor unsern gewöhnlichen Geschäftsregistraturen voraus: die einzelnen Schubfächer sind unter sich derart verbunden, daß beim Drücken des Knopfes nicht nur das eine Schubfach aufspringt, sondern gleichzeitig auch sämtliche anderen, in denen Vorstellungen liegen, die irgendwie mit der einen in Zusammenhang stehen, oder, wie man es nennt, assoziiert sind, ähnlich wie bei der Orgel gekoppelte Register durch Druck auf einen einzigen Knopf herausspringen. Jede dieser assoziierten Vorstellungen trägt aber auch (bildlich gesprochen) einen Vermerk über ihre kausale und zeitliche Reihenfolge in bezug auf die Hauptvorstellungen. Dies ist sowohl für unsere Traumerklärung wichtig, als auch überhaupt selbstverständlich, weil sonst ein geordnetes logisches Denken gar nicht möglich wäre.

Diese Einrichtung unseres Gehirnes ermöglicht es uns nun, vom Wesen des Traumes eine zutreffendere Vorstellung zu gewinnen. Diese Vorstellung ist folgende:

Wenn im Schlafe irgendeine Sinneswahrnehmung (Geräusch, Geruch, körperlicher Schmerz oder dergl.) zustande kommt, die stark genug ist, bis zum Zentralbureau vorzudringen (denn es gibt ja auch tiefen traumlosen Schlaf, wo jede solche Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten ist), so drückt sie dort auf den Knopf. Im selben Moment springt das betreffende Schubfach und mit ihm die sämtlichen mit ihm verbundenen Schubfächer auf, im gleichen Augenblick steht also damit vor unserm vorläufig noch schlummernden Bewußtsein der ganze Traum als ein einziges großes Bild da; zum Traumvorgang wird es erst, wenn nach dem Erwachen unser dann auch wieder waches Bewußtsein die zeitliche Ordnung dieser vielen, inzwischen aus dem Unterbewußtsein in die Erinnerung übergegangenen Einzelbilder aus der Erinnerung vornimmt. Solange wir schlafen und träumen, ist der Traum also für uns nur ein unbewußtes Bild; erleben tun wir ihn erst nach dem Erwachen. Es ist wie bei den früheren Moritaten unserer Jahrmärkte: die ganze Serie der schaurig schönen Bilder steht vor dem Publikum da (das ist das Traumbild im Schlafe); erst der Erklärer, der mit seinem Stock die einzelnen Bilder erläutert, macht aus dem Bild eine Handlung (was unser Bewußtsein nach dem Erwachen für das Traumbild besorgt). Oder es ist, um einen wissenschaftlicheren, allerdings in einer Beziehung hinkenden Vergleich zu gebrauchen, wie mit der photographischen Platte, auf der in dem kurzen Augenblick der Belichtung das ganze Bild, aber latent, erzeugt wird (das ist der eigentliche Traum), aus dem erst bei dem Entwickeln (das ist die aus der Erinnerung ins Bewußtsein tretende Einordnung der Bildteile in einen fortlaufenden Vorgang) nach und nach die Einzelheiten des Bildes hervorgerufen werden.

Diese Deutung des Traumes macht es erklärlich, daß auch für die längsten Träume so wenig Zeit gebraucht wird; in Wirklichkeit wird überhaupt keine Zeit gebraucht, da das ganze Bild im Moment fix und fertig dasteht. Sie erklärt auch, warum gerade immer das Ende des Traumes mit Ereignissen der Wirklichkeit zusammenfällt: in Wahrheit ist das äußere Ereignis die Veranlassung des Traumes, und zwar die Veranlassung des Endbildes des Traumes, das dann erst Assoziationen hervorruft, die zeitlich vor diesem Ende liegen. Sie erklärt, warum wir öfters denselben noch so unsinnigen Traum haben können: die einmal gekoppelten Schubfächer springen eben aus der gleichen Veranlassung immer wieder zusammen auf. Wäre der Traum ein, wenn auch unbewußtes geistiges Denken, so wäre eine solche öftere selbständige Produktion des gleichen Unsinns wieder ein derartiger Zufall, daß sie kaum jemals vorkommen dürfte.

Wu die Linse' wachse'.

Die Frau Veit Klaus per Gelegenheit
Kauft billig 'n Sack voll Linse';
Die kocht se täglich, un' d'rum 'w Veit
Recht bald zuwider sin' se.

Es ging schun, meent se, wann mer sich
An Linse' wollt gewöhne';
De' Veit jedoch dobt förchterlich
Un macht ne arge Szene.

De' Fritzel is 'n Sohn vom Veit
Dun so e Johre sive.
In seine' Schul' werd um die Zeit
G'rad' 's Pflanze'reich beschriwe.

„Na", frogt de' Lehrer, „kleener Klaus,
Wu wachse' dann die Linse'?" —
„Die wachse' mei'm Vatter zum Hals
'raus!"
Meent 's Fritzel mit holzem Grinse'.